

vom Hl. Geist für das Vikariat Bagamoyo<sup>1</sup> und die Beschlüsse der ersten ostafrikanischen Bischofskonferenz von Daressalam im Juli 1912, die ohne Anspruch auf Verbindlichkeit und System sich über Ehe, Sklaven- und Schulfrage, Feste und Fasten, Gottesdienst und heidnische Gebräuche, Katechumenat und Einführung ins christliche Leben, Kongregationen, liturgische Einführung, Gebete und Katechismus, Abgaben, ärztliche Mission und Stellung zu Auswärtigen auslassen<sup>2</sup>.

Eine ähnliche Besprechung und Fühlungnahme stellen die Beratungen der deutschen Südseemissionsobern von Vunapope Ende 1913 dar<sup>3</sup>, der einzige Ansatz zu einer ozeanischen Synode, die wir entdecken konnten. Dagegen sind die nord- und südamerikanischen Provinzialkonzilien aus der Mitte des verflorbenen Jahrhunderts sehr zahlreich, haben aber die Heidenmission aus ihrem Gesichtskreise verloren<sup>4</sup>. Dasselbe gilt von den orientalischen Synoden, die in erster Linie die Union und Christenseelsorge im Auge haben<sup>5</sup>.

## Die Missionsfrage hinsichtlich primitivster Naturvölker.

Von P. A. Deppenkemper M. S. C., Öventrop.

Auf dem Gebiete der theoretischen wie praktischen Missionskunde ist das Eindringen in die Lebenswerte der wilden Völker von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Gilt ein solches Studium an erster Stelle der Wahrnehmung eigener Interessen, so wird es doch auch verwandten Wissensgebieten äußerst nützliche Dienste erweisen können. Schon der Völkerapostel Paulus sammelte vorliegende Kulturgüter der Heiden, um Passendes davon auszuwählen und mit der neuen Lehre in Beziehung zu bringen. Seine Areopagrede vor der gebildeten Griechenwelt ist ein klassisches Beispiel für den günstigen Anschluß des Neuen an das vorhandene Alte. Nicht nur weiß er seinen Hörern den unbekanntem Gott, dem sie einen Altar errichtet haben, recht eingehend zu schildern, er nimmt sogar das heidnisch-griechische Dichter-

<sup>1</sup> Vicariat Apostolique de Bagamoyo, Directoire de la Mission (Bagamoyo 1909 von P. Provinzial der Väter vom Hl. Geist geliehen). Nach der Vorrede des Apost. Vikars Vogt vom Mai 1909 sollten die Vorschriften besonders die Kapitelsbeschlüsse von 1884 und 1886 in Erinnerung bringen und die Synode vorbereiten, welche später die definitiven Vikariatsdekrete aufzustellen hatte.

<sup>2</sup> Als Manuskript gedruckt Daressalam 1912. Anwesend 22.—26. Juli die Apost. Vikare Spreiter von Daressalam, Vogt von Bagamoyo, Munsch von Kilimandscharo sowie Vertreter von Tanganyika, Zanzibar und Unyanyembe. Alle fünf Jahre eine neue Bischofskonferenz abzuhalten, die nächste schon 1915 in Tabora (S. 15 n. 19), was der Krieg verhinderte.

<sup>3</sup> Handschriftlich das Protokoll in meinem Besitz, besonders über die Schul- und die Pflanzfrage (vgl. meine Missions- und Kulturverhältnisse im fernen Osten 65). Für Australien die Provinzialkonzilien von Sydney 1844 und Melbourne 1869 (vgl. Coll. Lac.).

<sup>4</sup> So zwei Plenarkonzilien von 1852 und 1866, 10 Provinzialkonzilien von Baltimore, 3 von Cincinnati, 3 von New York, 2 von New Orleans, je 1 von Halifax und Oregon, 4 von Quebec, dann von Quito und Neugranada (1. Aufl. meiner Missionslehre 36 nach Coll. Lac.).

<sup>5</sup> Vgl. ebd. nach Coll. Lac. Sehr viele auch separat in der Bibliothek des Propagandaarchivs.

wort: „Denn sein Geschlecht sind wir“, und verpflichtet es mit seiner Gottesdarstellung<sup>1</sup>.

Diese Forschertätigkeit bei den Heiden allgemein, zumal aber unter den primitivsten Naturvölkern, bildet keineswegs eine leichte Aufgabe. Wenn das genaue Festlegen des fremden Sprachschatzes bereits große Schwierigkeiten verursacht, dann ist dasselbe wohl um so mehr der Fall bezüglich des Eindringens in die gesonderte Vorstellungswelt und den entlegenen Ideenkreis. Immerhin wird nach dem Ergebnis derartiger Untersuchungen, die gleicherweise materielle wie geistige Verhältnisse in ihren Bereich ziehen müssen, das Anwenden der christlichen Heilsökonomie durch den Missionar ein eigenes Gepräge an sich tragen, wobei natürlich die Wahrnehmung allgemeiner methodischer Grundzüge keineswegs ausgeschlossen ist.

Wir werden im Folgenden die primitivsten Lebensarten wilder Völker an unserem Blick vorübergeleiten lassen und gleichzeitig die mögliche Gestaltung eines Apostolates unter den gegebenen Verhältnissen zu beachten suchen.

Seit einigen wenigen Jahren ist es dem unermüdlischen deutschen Forschergeiste gelungen, mit den in jeder Beziehung einfachsten Menschen, den Kubus auf der Insel Borneo, wengleich nur vorübergehend, in Verbindung zu treten. Wegen der Durchschnittsgröße von 1,30 m gehören diese Leute den Pygmäenvölkern an und bewohnen gleich diesen stets das Waldinnere des Landes, in das sie sich wahrscheinlich vor andrängenden größeren Küstensiedlern zurückgezogen haben. Den ganzen Tag hindurch streifen die Kubus ohne jedweden festen Wohnsitz unter den Urwaldbäumen auf der Suche nach Lebensmitteln einher und zwar als einzelne Kleinfamilien, die keinerlei gegenseitige Beziehungen zueinander besitzen. Schon die eigenartige Erwerbung des Unterhaltes, welche an das Leben der ersten Menschen im paradiesischen Gottesgarten noch schwach erinnert, und bei der die Methode, von der Hand in den Mund zu leben, restlos angewandt ist, läßt die Ansammlung und das Verbleiben größerer Menschenverbände unmöglich erscheinen. Infolgedessen ist überhaupt kein Ansatz irgendwelcher Sippen- oder Stammesorganisation gemäß den vorliegenden Berichten bei jenen wahrzunehmen. Für die nächtliche Unterkunft sowie tagsüber gegen größere Unwetter bedienen sie sich des Windschirmes einfachster Art, den sie durch Verflechten zweier benachbarter Sträucher und allenfalsige Bedeckung derselben mit sonstigem Buschwerk schnell herstellen. Vielweiberei und manche andere Laster scheint das Ringen um das tägliche Brot ferngehalten zu haben, ebensowenig sei ihnen die Lüge bekannt, da sie eben nichts besäßen, was sie voreinander verheimlichen könnten. Zufälliges gegenseitiges Treffen im Urwald werden sie unter ähnlichen Gesichtspunkten betrachten wie die Keiesen, welche jeden Stammesgenossen mit dem gern gehörten Rufnamen belegen, weil so Feindseligkeiten vermieden und das Leben desto angenehmer gestaltet wird. Wie sie einerseits nicht das geringste Kleidungsstück tragen und der Bogen mit Pfeilen wohl ihre einzige Ausrüstung darstellt, ebenso primitiv ist die seelische Verfassung, die anscheinend über das sichtbare Geschehen ringsum in keinerlei Weise hinausragt.

Wenn wir nun die Möglichkeit einer Missionierung dieser Leute näher ins Auge fassen, begegnen wir geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten. Der Glaubensbote kann weder die Urwaldreise ohne Weg und Orientierung mitantreten, noch Leute zu vorübergehendem Aufenthalte zwecks Unterrichts bewegen, die alsdann auf Nimmerwiedersehen erneut im bewaldeten Landesinnern verschwänden. Unter den obwaltenden Verhältnissen ist nur ein wirkames Heilmittel denkbar, dahingehend, daß die Familien einzeln abgelesen

<sup>1</sup> Apg. 17; 23, 28.

und am Strande oder in dessen Nähe dauernd angesiedelt werden. Ohne ein erhebliches Beisteuern an Kulturgütern dürfte solch ein Unternehmen aussichtslos sein, da der plötzliche Übergang vom primitivsten Nomadentum zur sesshaften Bodenkultur mit zahlreichen Schwierigkeiten für die an Arbeit weniger gewöhnten Menschen verbunden ist. Das Anlegen der Neusiedlungen kann deshalb unmöglich von den Missionskassen allein bestritten werden, und bei dem regen Interesse, das auch die Kolonialverwaltung der wirtschaftlichen Fundierung der Wilden entgegenbringen muß, ist eine diesbezügliche wirksame Beihilfe dringendes Erfordernis zur Lösung des religiös-sozialen Problems. Erst im Anschluß an die Sesshaftmachung kann das eigentliche Apostolat in Angriff genommen werden. Dasselbe wird sich der Hauptsache nach zum Bilderunterricht gestalten müssen, der auch bei den Kleinsten unserer Volksschulen allem Sonstigen voransteht. Anfangs mag diese Unterrichtsart die einzig mögliche für die primitivsten Kubus sein, da ihnen, wie die Forscher festgestellt haben, jedes Nachdenken besonders schwer fällt und ihnen auf die Fragen hin vor Ermüdung wegen ihrer Unvermögenheit die Tränen über die Wangen liefen. Überhaupt werden die anzueignenden Religionskenntnisse fürs erste auf das Mindestmaß beschränkt sein müssen, was um so besser möglich sein dürfte, als den Leuten keinerlei besondere Laster nachgesagt worden sind, und die Familienangehörigkeit auf Grund der Einehe von alters her erfolgte. Neben dem Bildunterricht dürfte die Erzählungsmethode nach und nach manche günstige Resultate bei der höchst einfachen Denkart und Vorstellungswelt erzielen können.

Die auffallendste Ähnlichkeit mit den Kubus hinsichtlich Gestalt wie Lebensweise zeigen die auf den philippinischen Inseln Mindanao und Luzon heimischen Negritos, auch Manobos oder Mandayas genannt. Es bildet noch heute ein überaus schweres Unternehmen, sie restlos dem Urwald zu entziehen und von ihrem dem Nomadentum recht nahestehenden Dasein an ein dauerndes Dorfleben an Ort und Stelle zu gewöhnen. Frühere dahingehende Versuche von seiten der Jesuitenmissionare sind leider fehlgeschlagen. Dagegen haben neuere Anstrengungen im Verein mit der Regierung verschiedene Erfolge gezeitigt<sup>1</sup>. Heutzutage gibt es Negritodörfer auf beiden vorgenannten Inseln, auf Mindanao in den Provinzen Surigao, Cantilan und Tago. Allerdings läßt sich befürchten, daß diese Kolonisierung ziemlich unsicher ist, vermochte es doch die Revolution von 1900, auf Mindanao alle derartigen Neusiedlungen mitsamt den Bewohnern plötzlich von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Gemäß einem Berichte des P. de Lepper von 1915 lebt in den Wäldern von Tagbiani noch eine Anzahl Familien, die nicht aufzufinden sind. Solange die Negritos den Urwald bewohnen, verlegen sie aus den geringsten Umständen den Aufenthaltsort. Regelmäßig findet dies statt, sobald ein Todesfall in der Familie eintritt. Sie geht aus der Hütte, welche sie in einem halben Tag erbaut hatte, und errichtet sich an anderer Stelle eine neue, ohne dabei viel im Stich zu lassen. Die Hütten besitzen keine Wände, sondern bestehen nur aus einem auf vier Pfählen ruhenden Blätterdach, dem ein etwas über die Erde erhöhter Fußboden aus Latten untergelegt ist. Vor der Behausung wird des Nachts wie auch oft tagsüber ein Feuer unterhalten. Sind die Kubus ohne jedwede Kleidung, so gewährt auch den Negritos der Urwald nur eine spärliche Bedeckung, welche für die Männerwelt in einem Schamlappen besteht. Ihre Nahrung bilden vor allem Baumfrüchte und Süßkartoffeln, als einzige Tauschartikel stehen ihnen Honig, Wachs und Lapus, ein starker Bambusbast, zur Verfügung.

Die Religion der philippinischen Negritos beruht wesentlich auf dem

<sup>1</sup> Hiltruper Monatshefte 1915 S. 460.

Animismus, nach dem alle Orte und jedes Naturgeschehen von Geistern bewirkt wird. Über all den vielen Geistern befindet sich jedoch ein höchster, der die schweren Krankheiten verursacht, während die übrigen nur leichtere Übel senden können<sup>1</sup>. Wird gegen die niederen Geister ein Frevel verübt, so rufen diese den höchsten um eine größere Strafe an, wodurch eine gewisse Anerkennung der obersten Gewalt zutage tritt. Äußere religiöse Übungen sind wie bei sonstigen Pygmäenstämmen keine vorhanden außer dem Primitialopfer, in welchem ein Teil vom Herzen oder von den Eingeweiden des erbeuteten Tieres in kleine Stücke zerlegt und mit Dankesworten an die Geisterwelt für die erfolgreiche Jagd ihnen durch Umherstreuen gewidmet wird. Hingegen berichtet der Dominikaner P. Villaverde vom nördlichen Luzon, daß bei der Schlachtung eines Tieres ein Stückchen Fleisch herausgeschnitten und unter den Worten: „Dies auch dir“ zum Himmel emporgeworfen werde, welche Zeremonie den Glauben an ein höchstes Wesen kundtut. Nehmen wir nun zu diesen geistigen Kulturgütern noch jene Geistesanlagen, welche A. W. Reed nachrücklich hervorhebt<sup>2</sup>. Danach zeigt der Negrito im allgemeinen einen über den malayischen hervorragenden klaren und scharfen Sinn und ein lebhaftes Interesse an unverständenen Dingen mit dem Bestreben, deren Ursachen zu entdecken.

Unter diesen Verhältnissen geistigen Strebens und Besitzes kann das Beibringen der Grundwahrheiten unserer hl. Religion an sich keine allzu großen Anstrengungen verursachen, zumal das Einfamilienleben im Urwald größere Laster ferngehalten zu haben scheint. Immerhin ist bei den Negritos außer der Furchtsamkeit vor Fremden vor allem der Hang zum Wanderleben ein hemmender Faktor für eine gedeihliche Missionstätigkeit. Die ersten Missionare unter ihnen haben dies bitter erfahren müssen. Solange der Jesuitenpater unter ihnen weilte, blieben sie beisammen, ließen sich unterrichten und selbst taufen, nahmen auch gerne die dargebotenen Kleidungsstücke, aber der Weggang des Paters veranlaßte sie zur sofortigen Rückkehr in den Urwald, aus dem sie nicht eher wieder auftauchten, bis die verschlissene Kleidung ihnen Hoffnung auf neue gab<sup>3</sup>. In der Erkenntnis dieser Schwierigkeiten hezöglich des religiös-sozialen Wohles hat der Gouverneur im Distrikte von Taghiani die dortigen Herz-Jesu-Missionare gebeten, alle vorhandenen Negritodörfer an Stelle der Regierungsbeamten zu besuchen, weil das Bild des Missionars die Leute eher fesselt und zum Bleiben bewegt als das eines Beamten in Uniform, wissen doch die Kinder bei Sichtung eines Polizisten vor Schrecken nicht, wo sie bleiben sollen. Es mag diese Erscheinung letztlich eine Folge des rastlosen Umherziehens in der Einsamkeit sein, welches die primitive Wirtschaftsform allen Pygmäen als charakteristische Eigenschaft vermittelt hat.

Schon das Fehlen der Steinzeit bei diesen Völkern und das Behelfen mit Holz und Knochen zu den Waffen und Gerätschaften gibt Veranlassung, sie dem Eolithikum, der ersten Menschheitsepoche, als unverfälschte Bewahrer damaligen Lebensbildes anzugleichen. Für die Aufnahme der christlichen Glaubenswahrheiten und Sittenforderungen weisen die Pygmäen allgemein trotz ihrer armen, stagnierenden Kultur nicht geringe Vorteile anderen Volksgemeinschaften gegenüber auf. Das nahezu völlige Fehlen von Diebstahl und Unwahrhaftigkeit, der hervorragende sittliche sexuelle Stand vor wie besonders in der fast ausschließlich vorherrschenden Einehe, das Abgehen jedweden

<sup>1</sup> P. W. Schmidt, Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen S. 229.

<sup>2</sup> P. W. Schmidt, a. a. O. S. 114.

<sup>3</sup> H. Monatshefte 1915 S. 459.

Toten- und Ahnenkultus, die nur dürftige Entwicklung der Zauberei, die Personifizierung von wenigen großen Naturgegenständen, besonders von auffallenden Himmelskörpern, und meist das Abhandensein einer Allbeseelung der Natur im gewöhnlichen Animismus, vor allem die Anerkennung eines einzigen höchsten Wesens, das von der Welt unabhängig ist und als ihr Schöpfer gilt, der mit Vätergüte die Menschen überwacht, allwissend die Beobachtung seines Sittengesetzes verfolgt und die Übertretung bestraft, endlich das Vorhandensein eines Seelenglaubens wie einer Jenseitsvorstellung sind ebenso viele höchst bedeutsame Grundlagen für den religiösen Aufbau im christlichen Sinne.

Außer den einfachsten Typen kleinwüchsiger Völker wollen wir noch ein Beispiel primitivster Kultur hochgewachsener Rassen in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen. Obwohl die Großwüchsigen im allgemeinen auf eine reichere Kulturentwicklung zurückblicken können und wenigstens das Steinzeitalter erreicht haben, verfügen die ärmsten unter ihnen nur über einige Vorzüge, denen um so mehr Schattenseiten gegenüberstehen.

Eine auffällige, mit dem Stempel des Zerfalles markierte Kultur treffen wir bei dem hochrassigen Papuastamm der Kaia-Kaias auf der Südküste von Holländisch-Neuguinea an. Als die Regierung 1902 erstmalig unter einem Zweigstamm derselben, den Marind-Anim oder Marindinesen, die Station Merauke samt gleicher Benennung des dortigen Flusses in der Nähe eines Eingebornendorfes gegründet und die Propaganda eine holländische Präfektur Neuguinea errichtet hatte, ließen sich 1905 vier Tilburger Patres aus der Genossenschaft der Missionare v. hl. Herzen Jesu dort nieder<sup>1</sup>. Sie fanden zu ihrer Überraschung alsbald ein sonderbares Zusammenleben der Wilden ohne die geringste Spur eines Häuptlings vor, ein Zustand, der sich bis heute trotz Bemühen der Regierung für das Gesamtvolk wenig geändert hat. Wegen der verzweifelten Sozialverhältnisse konnte die Mission nur an die Gründung zweier Stationen denken; die Regierungsbeamten, teils als Ortsvorsteher angestellt, wurden stets mißtrauisch und feindlich betrachtet, sie gelten auch heute noch als Fremde. Zur näheren Veranschaulichung der apostolischen Hemmnisse mag folgendes dienen:

Die Dörfer der Kaia-Kaias bestehen aus mehr oder weniger zahlreichen Hütten, die teils zentral, teils auf der Peripherie angelegt sind. Die Wohnungen geben keineswegs die Anzahl der Familien wieder, vielmehr sind die im Zentrum gelagerten der Frauenwelt gemeinsam, während die äußeren den wehrhaften Männern zustehen. Etwa 300 m abseits des Dorfes befindet sich der Aufenthaltsort für die Jünglinge, welche dort ihre Vorbereitungszeit auf die Initiationsfeier, den Eintritt in das heiratsfähige Mannesalter, verbringen. Ihre Behausungen, gleich den übrigen seitlich durch Bambusstämme erbaut und mit einem Blätterdach versehen, lassen verschiedene kleine Späheröffnungen frei, weshalb die Bewohner gleichzeitig als Vorposten gegen feindliche Überfälle gelten können. Diese heidnischen Novizen haben Gelegenheit, für ihre späteren Familien Pflanzungen aus Bananen, Klapper- und Sagopalmen anzulegen, jedoch verbringt man die meiste Zeit im Faulenzen, welches den besten Nährboden für das Laster abgibt. Während die Kinder nach Belieben unter Männern oder Frauen tagsüber wie nachts weilen können, dürfen die Jünglinge, welche bei Sichtung einer Frauensperson sofort das Weite suchen müssen, nur zur Nachtzeit das Dorf betreten und unter den Männern schlafen; dafür statten diese ihnen am Tage manchen Besuch ab und treiben dabei die ärgste Unsittlichkeit, aus welchem Grunde die Regierung, soweit es ihr möglich war, die Junggesellenheime aufhob. Ein gesondertes Familienleben

<sup>1</sup> Kath. Miss. 1902 S. 192; 1905 S. 46, 115; 1910 S. 48.

kann sich bloß in der eigenen Pflanzung entwickeln, welche nachmittags von allen Familiengliedern besucht wird. Ausnahmsweise baut der Mann zur Zeit der Niederkunft seines Weibes eine kleine Schutzhütte und bleibt währenddessen beobachtend in der Nähe.

Vor Erscheinen der Regierung bei den Marindinesen und noch heutigentages unter den benachbarten Kaia-Kaia-Stämmen, den Jei-Anim, Baderik, Gawirik, ist die Lebensgestaltung des einzelnen völlig dem eigenen Ermessen anheimgegeben; die Auswahl und Anzahl seiner Frauen wie sonstige Lebensgüter kann er nur im Vertrauen auf seine persönliche Kraft und Geschicklichkeit wahrnehmen. Entsteht zwischen zweien ein Streit, so bilden die übrigen ruhige Zuschauer, selbst wenn es sich um Leben und Tod handelt. Auch die sonst fast unauslöschliche Blutrache findet kaum Anklang; es können die Kinder über die Ermordung ihrer Eltern ebenso laut lachen, daß jene sich in solche Gefahr begaben, wie über die Erhängung eines Judas wegen der Dummheit, sich selbst das Leben zu nehmen.

Immerhin gibt es für jedes Dorf Ratsversammlungen bezüglich kriegerischer Angriffe, welche Sitzungen von älteren Männern, die nach verschiedenen, eigens benannten Lebensstufen<sup>1</sup>, in jene der Räte eingetreten sind, draußen an einer Hütte abgehalten werden. Wiederum herrscht keinerlei Vorsitz und Führung, sondern die Stimme des geistig und körperlich am meisten Hervorragenden gibt den Ausschlag.

Die unsicheren, ordnungslosen wie unsittlichen Zustände der Bevölkerung, welche zur Bezeichnung eines Mutigen nur das Wort Ferkel oder Schwein kennt und statt Kleidung Grastressen in den Haaren, Korallenkränze mit Ferkel- und Kuhschwänzchen um den Hals, Stückchen Ferkelfleisch um die Arme, geflochtene Bänder um Beine und Bauch mit einem Grasbüschel auf dem unteren Rücken trägt, haben durch die Ankunft der Chinesen, Araber und Europäer eine weitere Verschlechterung erfahren ob des Auftretens der Syphilis, von der bald alles durchseucht wurde. Die Krankheitsbilder, welche die anfangs bzw. später dort wirkenden Missionare entwerfen konnten, stehen dem Elend in modernen Siechenhäusern dieser Art um nichts nach.

Der Glaube an freie Geister und solche im Menschen ist ziemlich stark unter den Wilden vertreten, zumal die Krankheit wird von einem „Deema“ (Geist) unmittelbar oder durch Zauber dem Menschen aufgebürdet. Die Kinder gehen allein weder in Pflanzung noch Waldesdickicht, weil dort böse Geister sitzen. Unter der Geisterschar übertrifft einer alle übrigen an schlechten Einflüssen und heißt deshalb „Tiek-Deema“. Nachweisbar sind zu seiner Ehre und Versöhnung Menschen getötet worden, die alsdann selbst zu Geistern wurden, welche alle Begegnenden und Frevler sofort töten. Die Geister wohnen hauptsächlich in den Kronen der Klapperbäume und offenbaren sich durch Sturmesrauschen, aber gleichfalls zieht ein Geist vom Meere in Land, wenn die Seewinde herüberwehen. Jeder Mensch besitzt einen solchen, er befindet sich im Hauche seines Atems wie im Wort seines Mundes. Das böse Anhauchen eines Kindes wird durch gütiges Blasen wirkungslos gemacht, und selbst den Regen sucht man durch Pusten in die hohle Hand zu verscheuchen<sup>2</sup>. Um die „Lebenseister“ ihrer Kleinen zu vermehren, begeben sich die Eingebornen auf die sog. Kopffjagden an feindlichen Stämmen oder Weißen, wo jedem Gefangenen nach dem ersten Wort, das er spricht, sofort der Kopf abgeschnitten wird. Wort und Kopf, in denen der Geist weiterlebt, werden heimgebracht, und bei einer Festveranstaltung erhalten die Kinder zu ihren ersten als zweite, aber Hauptnamen jene Worte, während die präparierten

<sup>1</sup> Tilburger Annalen v. O. L. Vrouw v. het H. Hart 1908 S. 156.

<sup>2</sup> Tilburger Annalen 1907 S. 330 f.

Köpfe mit Haut, Haaren und „Totenaugen“ aus einer so benannten großen Korallenart ringsum auf Tischen oder an Stangen stumme Zuschauer bilden, damit die Geister samt all ihren Vorzügen auf die Neubenannten übergehen<sup>1</sup>. Wie P. Nollen M. S. C. mir aus seinen früheren Erlebnissen dort berichtete, nehmen die Leute vom Stamm der Jei-Anim anstatt der Köpfe nur die Kinnladen und schmücken damit Lanzen wie Bambusrohre zu den Festtänzen, den einzigen religiösen Äußerungen der Kaia-Kaias im engeren Sinne. Hingegen wandern die Seelen der eines natürlichen Todes Gestorbenen in ein Geisterdorf, wo sie mit sonstigem Spuk sich umhertreiben.

In der Beurteilung dieser Verhältnisse kann es zunächst keinem Zweifel unterliegen, daß der ausgesprochene Geister- und Seelenglaube viel Tröstliches für die Aufnahme der christlichen Lehre verspricht, geht doch die Ehrfurcht vor höherer Gewalt so weit, daß Hab und Gut des einzelnen am sichersten an öffentlichen Wegen niedergelegt wird, sofern nur ein darüber an einen Baum geheftetes Klapperpalmenblatt anzeigt, daß alles der Obhut der Geister anvertraut ist. Es stehen jedoch diesem Lichtpunkte bei weitem zahlreichere wie dunklere Schatten gegenüber, und zwar in dem Maße, daß die Glaubensboten für die ersten 15 Jahre ihres Verweilens nur eine zufällige, sporadische Missionstätigkeit entfalten konnten. Das anstrengende Karitasleben in dem sittlich versumpften und klimatisch öfters ungünstigen Distrikt untergrub die Kraft der Helfer, und die außer Merauke begonnenen Stationen Okaba, Nowari, Boeti mußten später wieder aufgegeben werden. Von den Ordensgenossen war es P. Vertenten M. S. C. allein vergönnt, auf seinem schweren Posten zu Merauke seit Inangriffnahme der Mission bis heute auszuharren, allerdings nicht, ohne nach gut 10jähriger Tätigkeit von einem aussterbenden Südseevolke berichten zu müssen<sup>2</sup>. Bis zum Jahre 1909 konnte man nur von 40 Tausen berichten, und zwar waren es meistens Sterbende oder mit dem Todesmerkmal bezeichnete Kinder<sup>3</sup>.

Regierung und Mission wußten angesichts der fortschreitenden Zerrüttung kein anderes Mittel ausfindig zu machen, als völlig neue Siedlungen von gesunden, durch die Syphilis nicht infizierten Eingebornen in Einfamilienwohnungen auf eigene Kosten vorzunehmen, dem sich die Mission durch Errichtung eines Pensionates für ebensolche Kinder anschloß, die man von den Eltern durch gütigen Vergleich zu erhalten sucht. Auf Grund dieser neuen Methode konnte P. Vertenten unlängst berichten, daß ein sterbendes Volk wieder auflebe<sup>4</sup>. Erstmalig nach 17 Jahren hoffungsloser Arbeit gab es in Merauke am 2. Ostertage (1922) eine große Tauf- und Kommunionfeier von 15 Jungmännern aus den „Modellkampongs“, den neuen Siedelungen (kampong = Dorf), und 14 Knaben des Missionspensionates. Ein erhebendes Bild dieser christlichen Vorkämpfer mit ihrem sttlichen Ernst in den kindlichen Zügen und dem geführten, abgehärteten Antlitz des dort ergrauten Missionars ist der Schilderung beigefügt. Man sieht an diesem trostreichen Erfolge, daß nach langem Suchen und Ringen endlich der einzig gangbare Missionierungsweg unter jenen gefunden worden ist, die einer sozialen Verirrung anheimfielen.

Die Zeit der Hoffnungslosigkeit hat P. Vertenten, unterstützt von seinen Amtsbrüdern, vielfach zu ethnologischer und linguistischer Forschung benützt, als deren erstes Ergebnis jetzt in der Staatsdruckerei zu Batavia auf Kosten der Regierung Grammatik und Wörterbuch der Kaia-Kaia-Sprache erscheinen.

<sup>1</sup> Hiltruper Monatshefte 1912 S. 213.

<sup>2</sup> Hiltruper Monatshefte 1918 S. 182; Kath. Miss. 1919 S. 29.

<sup>3</sup> Kath. Miss. 1910 S. 48 f.

<sup>4</sup> Tilburger Annalen 1922 S. 169 (Augustnummer).

Überblicken wir nach Vorführung dieser drastischen Einzelbeispiele das Apostolat unter den Heiden allgemeiner, so läßt sich nicht verkennen, daß in den letzten Jahrzehnten die Glaubensboten ihren hohen und schweren Beruf auch psychologisch, durch Verstehen der kulturellen Eigenart der Wilden, zu erfassen und auszuüben bestrebt waren. Die Reichhaltigkeit der Museen und Fachliteratur heimatlicher Missionshäuser geben Zeugnis von der regen Sammeltätigkeit und dem charakterisierten wissenschaftlichen Streben zur Hebung und Vervollkommnung der apostolischen Tätigkeit. Allein es dürfte diesbezüglich noch manches weiter auszubauen sein. Ganz naturgemäß werden die meisten Missionare bei ihrem Auszuge keine methodische Schulung in der Behandlung einer speziellen, heidnischen Psyche und Kultur ihr eigen nennen können, ein Mangel, dem auch eine mehrwöchige Vorbereitung samt Eingewöhnung in die fremde Sprache durch einen älteren Missionar an Ort und Stelle nicht mit Sicherheit abhilft. Neuerdings hat man sich an die ersten Versuche herangewagt, eigens geschulte Ordensmitglieder zur allseitigen Erforschung heidnischer Verhältnisse vorübergehend hinauszusenden. Von einer solchen religionsgeschichtlich-ethnologischen Forschungsreise konnte P. Dr. Koppers S. V. D. hinsichtlich der Feuerlandsstämme, besonders der Jamanas, überraschende Ergebnisse heimbringen<sup>1</sup>. Letzterer Stamm hatte bislang trotz einer 53jährigen Missionstätigkeit in seinem Bereiche den englisch- wie französisch-protestantischen Kündern des Evangeliums stets den Namen ihres höchsten Wesens verborgen, weil ihnen nach alter Weise von vornherein gesagt worden war, daß all ihr religiöser Besitz nur Lügen seien. Wieviel einfacher und leichter hätte sich die Bekehrung gestalten können, wenn sofort an diesen ziemlich geläuterten Gottesbegriff angeknüpft worden wäre, zumal die Eingebornen während des Unterrichtes nach späterem Geständnis sich des Gedankens nicht zu erwehren vermochten, der Christengott müsse derselbe sein wie der ihrige. Allerdings erforderten obige Resultate ein großes Maß an Geduld. Dem äußeren Nomadisieren dieser Pygmoiden schließt sich eine Unstetigkeit des Geisteslebens nur zu sehr an. Wie P. Koppers betonte, konnte man von den Leuten keine Auskünfte über ihren geistigen Besitz erzwingen, sondern mußte immer wieder den günstigen Augenblick abwarten, weshalb der Forscher und sein Ordensgenosse an der harmlosen Männerbundfeier wie gehaltvollen Jugendweihe teilnahmen, sich selbst in den Jugendbund aufnehmen ließen und eine Eingeborne zur Patin erhielten. Es steht zu wünschen und zu hoffen, daß dieses herzhaftes Vorgehen zwecks Vervollkommnung bzw. Anbahnung einer Missionsmethode auf wissenschaftlicher Grundlage noch manche Nachahmer findet.

---



---

## Missionsrundschau.

Von P. Dr. A. Freitag, S. V. D., in Bad Driburg (Westf.).

### 1. Aus dem heimatlichen Missionswesen.

Zum ersten Male tagte in Rom unter den Auspizien des Kardinalpräfekten van Rossum und in den Räumlichkeiten der Propaganda vom 12.—21. März d. J. der Internationale Zentralrat des Vereins der Glaubensverbreitung, den Pius XI. im Vorjahre anlässlich des dreihundertjährigen Missionsjubiläums der Propaganda und der Hundertjahrfeier des Werkes der Glaubensverbreitung an die Stelle des französischen Zentralrates berufen und von Lyon nach Rom verlegt hat. Der Tagung wohnten bei Delegierte aus Spanien, Frankreich,

<sup>1</sup> K. V. 63, 580 (30. Juli 1922).